

Meisterstück

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin**

Band (Jahr): **18 (2011)**

Heft 202: **r**

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

MEISTERSTÜCK

Fritz Schläpfer, Bauer und Schnitzer

Wenn man täglich, sommers wie winters und auch an Sonntagen, auch an Weihnachten, auch mit Fieber, um fünf Uhr aufsteht, sieht die Welt anders aus. Die Abende sind kurz, um neun Uhr geht man schlafen. Fritz Schläpfer, 1950 auf die Welt gekommen, hat keinen Fernseher. Wirtschaften besucht er kaum.

Sein auffälligster Wesenszug ist die Fröhlichkeit. Oder besser: seine Zufriedenheit. Er strahlt jene innere Ruhe und Gelassenheit aus, die man von Meditierenden kennt. Der tiefe Milchpreis beschäftigt ihn. Aber er beklagt sich nicht: «Mir geht es recht.»

Acht Kühe stehen in seinem Stall in der Steinegg in Teufen. Dazu ein Stier, fünf Kälber oder Galtig (Jungrinder). Jeden Morgen fährt er von seinem Wohnhaus am Almenweg in Speicher durch den Wald zu den Kühen im Pachtstall. Zu seinen Tieren pflegt er eine Beziehung, die nicht leicht zu beschreiben ist. Als ihm einmal ein anderer Bauer empfahl, im Falle eines Spitalaufenthalts sein Vieh zu verkaufen und später wieder neue Tiere anzuschaffen, antwortete er knapp: «Dann hätte ich ja nicht mehr die gleichen.» Wenn er ein Tier dem Schlachtviehhändler verkauft, macht er das mit einer leisen Trauer, aber ohne Sentimentalität.

Fritz wollte als Kind nie etwas anderes werden als Bauer. Die Namen der Kühe habe er schon gekannt, bevor er sprechen lernte, sagt seine betagte Mutter, die für ihn am Mittag kocht und schon im Bett ist, wenn er abends um sieben vom Stall zurückkommt.

Als Schüler hat er mit dem Schnitzen angefangen. Damals faszinierten ihn die Kühe eines bekannten Appenzeller Chüelischnitzers, den er sich zum Vorbild nahm. Zunächst machte er Fehler. Er achtete nicht auf die Jahrringe des Lindenholzes, und so brachen die Beine ab. Mit der Zeit fand er aber nicht nur heraus, wie das verhindert werden kann, sondern entwickelte auch einen eigenen Stil. Seine Kühe wirken lebensnah, der Stier kraftvoll, die Abstraktion ist gekonnt. Oft bemalt er sie so, dass sie den Kühen in seinem Stall gleichen. Sie tragen dann einen weissen «Gurt» oder ein Muster auf Gesicht und Rücken. «Blüm» heisst dafür die traditionelle Bezeichnung.

Durch diese Beschäftigung ist Fritz Schläpfer einst mit einer ihm fremden Welt kurz in Berührung gekommen. Vor zwanzig oder dreissig Jahren sei einmal Bruno Bischofberger bei ihm aufgetaucht (der berühmte Zürcher Galerist mit Innerrhoder Wurzeln, Freund von Andy Warhol und anderen zeitgenössischen Künstlern). Der habe von ihm ein ganzes Senntum erworben. Auch im Volkskundemuseum in Stein waren seine Kühe schon ausgestellt. Auf seinen Alltag hatte das keinen Einfluss. Über das Weltgeschehen ist Fritz Schläpfer als Radiohörer und

Zeitungleser im Bild. Seine Meinung äussert er aber zurückhaltend. «Wenn man mit Lebendigem zu tun hat, ist alles ein bisschen anders», sagt er. Über manche Verrücktheit des heutigen Wirtschaftslebens schüttelt er den Kopf. Sein Augenmerk richtet er vor allem auf Freud und Leid im Stall. Bei seinen Kühen spürt er, wenn sie söderig sind. Er staunt über ihr Gedächtnis, erzählt, wie sie auf der neuen Weide zielbewusst auf den Apfelbaum zusteuern, unter dem sie im letzten Jahr das Fallobst fanden. Kühe sind für Fritz Schläpfer Individuen: «Jede hat ihren Charakter.»

Oft ist bei ihm eine leichte Skepsis zu spüren gegenüber allem, was den Bezug zum Lebendigen vermissen lässt. «Jo hetocht», sagt er dann vielleicht. Er versucht aber nicht, die Ansichten der andern zu ändern. Er akzeptiert, was ist, Menschen und Meinungen, Wetter und Jahreszeiten, den Gang der Dinge.

Hanspeter Spörrli

REAKTION



«Meisterstück.
Christina Schlatter,
Gründerin
des Matriarchivs»
Mai 2011

Heide Göttner-Abendroth und Erich von Däniken haben mehr gemeinsam, als man auf den ersten Blick erwarten könnte: Beide propagieren für vor- und frühgeschichtliche Zeiten utopische Gesellschaftszustände. Die eine ein «weltweites Matriarchat», der andere die Herkunft der menschlichen Zivilisationen von anderen Sternen. Sie haben eine ähnlich aggressive Schreibweise, lassen keine Gegenmeinungen zu und sind unwissenschaftlich wie nur was. In einem unterscheiden sie sich jedoch: Während Däniken hübsche Fotos aus aller Welt liefert, erhebt Göttner-Abendroth den Anspruch, alte Clangesellschaften oder Priesterinnen-Theokratien in unserer Gegenwart umsetzen zu wollen – das nennt sie «Matriarchatspolitik». Mutterrecht statt Menschenrechte? Nein danke! Ich persönlich ziehe demokratisch legitimierte Regierungen auf der Basis der Menschenrechte vor.

Die «Akademie Hagia» von Heide Göttner-Abendroth ist ausserdem ein deutsches Privatunternehmen aus Niederbayern, das 5000 Franken öffentliche Gelder vom Kulturfonds der Stadt St.Gallen erhält, die eigentlich für St.Galler Frauenprojekte bestimmt sind. Ich persönlich halte das für einen Skandal.

Dr. Martina Schäfer, St.Gallen



Illustration: Rahel Eisenring

Aura

Der Umstand, für den Serienmörder «Harry der Schlächter» gehalten zu werden, versetzt Maag in einen gespaltenen Zustand. Auf der positiven Seite schlägt zu Buch, dass ihm der scheussliche Ruf als «Harry der Schlächter» nicht zu unterschätzende Vorteile gebracht hat. Hauswart Ritz, auf dessen Schikanierliste er bisher ganz oben stand, behandelt ihn auf einmal ausnehmend höflich. Er trägt ihm, dem Jüngeren, wenn er nach Hause kommt, sogar die Taschen zum Aufzug. Im Stadtcafé lässt ihn Lelli endlich mit seinen blutigen Geschichten aus dem Krieg, den er lediglich aus den Büchern von Erich Maria Remarque kennt, in Ruhe. Auch den Zentralpark belastet der Ruf des Monsters. Allein dort schon sind Harry zwei Spaziergängerinnen und ein eben angestellter, junger Gärtnergehilfe zum Opfer gefallen. Seither gibt Willi Maag auffallend häufig recht, was ihren Gesprächen jedoch jede Würze nimmt.

Schliesslich hat sein Verhältnis zu Rita eine erotische Erweiterung erfahren. Jedes Mal, wenn sie im Stadtcafé an seinem Tisch vorbeikommt,

berührt sie ihn unauffällig. Geht hier endlich ein lang gehegter Wunsch in Erfüllung? Ähnliches stellt er bei Ana Bela an der Kaufhauskasse fest. Und Emina ist ihm dieser Tage sogar über den halben Zentralplatz nachgeeilt, nur um ihm, nachdem sie sich ausser Atem kurz an seiner Brust ausgeruht hatte, errötend einen Gruss von Hermeling auszurichten. Ausgerechnet von Hermeling, diesem geistigen Kontorsionisten!

Alles Vorfälle, die ihm schmeicheln und ihn gleichzeitig misstrauisch machen. Weshalb braucht es dazu die Aura eines Serienmörders? Weshalb reicht sein Ruf als «Maag der Makellose», an dem er unablässig arbeitet, nicht aus, gebührend beachtet zu werden?

Am Tag, als «Harry der Schlächter» endlich gefasst wird, ohne dass ein weiteres Opfer zu beklagen gewesen wäre, atmet die gesamte Region auf. Zu Maags Erleichterung – oder Enttäuschung? – stellt sich heraus, dass sie sich nur in der Mundpartie geringfügig gleichen. Seither findet er sich immer wieder vor dem Spiegel und befragt sich stumm, ob es ihm jemals wieder gelingen wird, mit allen Mängeln und Qualitäten nur Maag zu sein, ohne die mit der vermeintlichen Ähnlichkeit verbundenen Vorteile einzubüssen.

Christoph Keller und Heinrich Kuhn



Illustration: Beni Bischof

53:47 als Denkmittel

Einer der seltsamsten Abstimmungskämpfe in der Stadt St.Gallen endete am 15. Mai, einem verregneten Sonntag, an dem die Idee einer mediterranen Piazza auf dem Bohl noch absurder wirkte als in den Wochen zuvor. Es war wie nach einem Bühnenstück, das mit viel Theaterdonner, Lichteffekten und allerlei Brimborium aufgepeppt worden war. Dann ist die Vorstellung zu Ende, das Licht geht an und man sieht die kleine Bühne, die paar Requisiten. Im Fall der mit 53 Prozent Nein-Stimmen abgelehnten Marktplatz-Vorlage wird die Sicht frei auf einen eher bescheidenen Platz in der Altstadt, nicht ohne Charme, aber mit wenig Sonne, momentan noch von Parkplätzen vollgestellt, den man mit einigen wenigen Eingriffen aufwerten könnte.

Es ist lediglich eine Frage des politischen Willens, die bereits angedachten Veränderungen auch durchzusetzen. Der Weg dazu führt über einen Entscheid des Stadtrats, allenfalls braucht es einen runden Tisch, ansonsten ist dafür eine Volksinitiative nötig. Voraussetzung für solche politischen Prozesse wären allerdings zuerst Klärungen im links-grünen Lager. Dabei müssten auch personelle Fragen gestellt werden. Das gilt für die SP, für die Fraktionspräsident Martin Bösch als Vertreter des autokritischen Ja-Komitees an jedem Podium auftrat und als einziger (!) Befürworter an einer Diskussion von Tele Ostschweiz teilnahm. Das gilt auch für den VCS, der sich bei einer umstrittenen Verkehrsvorlage im gleichen Lager wie der TCS und die City Parking AG engagierte und dafür einen klaren Denkmittel erhielt.

Der Abstimmungskampf könnte den Abgang einer Politikergeneration bedeuten, die sich in der Stadt St.Gallen seit den achtziger Jahren in Grabenkämpfen um einzelne Parkplätze stritt – und offensichtlich nicht mehr davon loskommt. Im vielzitierten Marktplatzkonsens ging es letztlich bloss um einen Tausch von oberirdischen gegen unterirdische Parkplätze. Nur schon aus ein bisschen Distanz ist nicht mehr ersichtlich, worin denn genau der Gewinn bestanden hätte – schliesslich ziehen beide neben innerstädtischem vor allem auch Pendlerverkehr an.

Wer einmal durch die Multer- oder Neugasse flaniert, weiss, dass St.Gallen mit dem beliebigen Angebot an Allerwelts-Boutiquen weiter an Bedeutung verlieren wird – und dass dies alle Parkgaragen der Welt nicht verhindern können. Wer sich einmal am Samstagabend durch die Brühlgasse kämpft, stellt fest, dass sich St.Gallen zu einer Vergnügungsmetropole mit ganz anderen Fragestellungen entwickelt und dass daran ein paar aufgehobene oberirdische Parkplätze nichts ändern würden. Die Welt dreht sich weiter, Lösungen von gestern sind nicht mehr gefragt. Auch das ist eine Botschaft des 53:47 vom 15. Mai. *Andreas Kneubühler*